

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 49 (1978)

Heft: 6

Artikel: "Wovor haben wir eigentlich Angst?"

Autor: Rickenbach, Hch. / Chappuis, Ch. / Arnold, S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wovor haben wir eigentlich Angst?»

Tagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal 1977 in Weinfelden: Auf die hochinteressanten Vorträge von Pfr. Dr. G. Albrecht (Zollikon), alt Gemeinderat Klaus Schädelin (Bern) und Dr. Cécile Ernst (Zürich) folgte zum Abschluss ein von Hch. Riggensbach (Bern) geleitetes Podiumsgespräch. Die Teilnehmer der Podiumsrunde — Dr. med. Ch. Chappuis, Leiter der Abteilung Geriatrie und Rehabilitation am Berner Ziegler-Spital, Frau Dr. S. Arnold, Journalistin und Bewohnerin des Berner Wohnheims Fellergut, Frau A. Moser, Leiterin des Altersheims Oberburg, Frau S. Burri, Sozialarbeiterin der Fürsorgedirektion der Stadt Bern, und Sr. Marie-Louise, Ober-schwester im Pflegeheim Asyl Gottesgnad in Köniz — beantworten acht Fragen, die aus dem Kreis der Tagungsteilnehmer schriftlich eingereicht worden waren.

«Heim ja oder nein?» – das ist die Frage

Riggensbach: Ich glaube, allen Tagungsteilnehmern ist klar geworden, dass das «Leben im Heim» nicht bei der Tür des Heims aufhört, sondern weit darüber hinausreicht. Mir selber ist es im Lauf der beiden Tage bewusst geworden, dass man bisher immer gern über technische Dinge gesprochen hat in unserem Kreis, über bauliche Fragen zum Beispiel, während man diesmal über Strukturprobleme, «innere» Probleme, zu diskutieren begonnen hat. Das ist eine allgemeine Erscheinung. In der Öffentlichkeit werden, anders als früher, nicht einfach mehr Betten, mehr Heimplätze gefordert. Vielmehr gelten diese Forderungen heute den inneren Strukturen des Heims, manche Heime geraten gerade deswegen ins Feuer der Kritik. Das scheint mir symptomatisch zu sein für unsere Zeit.

Die Fragen, die der Podiumsrunde eingereicht worden sind, können nicht erschöpfend beantwortet werden. Das ist unmöglich. Wir können lediglich versuchen, Akzente, Schlaglichter zu setzen und Denkanstöße zu geben. Wir alle leben in einer Zeit, in der ein gewaltiger Wandel in der Altersbetreuung im Gange ist. Wohin der Weg führt, lässt sich heute noch nicht sagen. Wir stehen mitten drin in diesem Wandel. Wir sollten uns nicht einfach mitziehen lassen, sondern wir sollten, jeder an seinem Ort und nach Massgabe seiner Möglichkeiten, im Gegenteil versuchen, mitzuziehen.

Heute steht nicht die Frage «Heim — ja oder nein?» deutlich im Raum. Das ist uns allen bewusst. Im Umkreis davon werden Fragen laut, die man früher weder gehört noch diskutiert hat. Früher, bis vor ganz kurzer Zeit, hat man Heime bewilligt und gebaut noch und noch. Und jetzt plötzlich diese Frage: «Heim — ja oder nein?» Sie wissen, dass heutzutage auch die sogenannte Stützpunkt-Funktion sehr gross geschrieben wird. Da und dort glaubt man sogar, im Stützpunkt das non-plus-ultra zu erkennen. Von der einen Seite hat das Pendel ganz extrem in die

andere ausgeschlagen. Ich bin überzeugt, dass in der Stützpunkt-Diskussion der Kulminationspunkt bereits überschritten ist und dass da und dort ein bisschen zurückbuchstabiert werden muss.

Wie sollen wir Fort- und Weiterbildung treiben?

In Weinfelden sind im Laufe der beiden Tage noch andere Probleme berührt worden. Ich denke an die Frage der Ausbildung: Haben wir, angesichts der grossen Anforderungen, von denen die Rede gewesen ist, die erforderliche Ausbildung? Wie sollen wir Fort- und Weiterbildung betreiben? Den Beweis dafür, dass solche Fort- und Weiterbildung nötig ist, bilden wir selber — über 300 Personen, die gekommen sind, um zu lernen. Eine andere Frage, die mich bewegt, ist die nach der Alternative: Ist der Leiter eines Altersheims überhaupt in der Lage, 30 Jahre lang oder mehr kompetent genug Altersheimleiter zu bleiben? Ich weiss es nicht. Jetzt zu der ersten Frage, die wir von Ihnen bekommen haben!

Frage: Das Spital, das uns Patienten für unsere Pflegeabteilung meldet, hält es für absolut überflüssig, dass wir vom Heim aus mit diesen Patienten vor dem Eintritt Kontakt aufnehmen. Man macht uns immer wieder Schwierigkeiten. Arzt und Fürsorgerin sind der Meinung, die Anmeldung allein genüge vollauf.

(Die Frage nimmt Bezug insbesondere auf den Vortrag von Frau Dr. C. Ernst.)

Dr. Chappuis: Im Ziegler-Spital machen wir das ein bisschen anders oder versuchen es wenigstens. Der vom Fragesteller beschriebene Weg scheint mir nicht ganz richtig zu sein. Weil unsere ganze Tätigkeit auf die Rehabilitation abzielt, auf die Eingliederung, auch auf die Eingliederung in ein Heim, halten wir es für wichtig, dass der Patient seine künftige neue Umwelt vorher kennenlernen. Der Interpellant hat recht, die Spitäler sollten in diesem Punkt offener werden. Es liegt an ihnen, den Kontakt zu suchen.

Frau Moser: Wenn an unser Heim eine Anmeldung aus einem Spital kommt, besucht mein Mann den Patienten oder die Patientin. Zwar können die ange meldeten Leute das Heim selber vorher nicht besichtigen, was ja ebenso wichtig wäre. Aber mein Mann spricht immerhin ausführlich mit ihnen. Dass wir einen Pensionär hätten aufnehmen müssen, ohne ihn vorher kennengelernt zu haben, ist bei uns noch nie vorgekommen.

«Ich bin für Offenheit»

Dr. Chappuis: Ich bin für gegenseitige Offenheit, aber ich habe in diesem Zusammenhang auch meinerseits einen Wunsch! Wenn schon Offenheit, dann auch gegenseitig. Wir erleben es hin und wieder, dass in einem solchen Fall die Heimleitung ohne unser Wissen den Patienten besichtigen kommt. Das finde ich nicht sehr schön.

Riggenbach: Was der einen Seite recht ist, sollte der anderen billig sein!

Sr. Marie-Louise: Bei uns im Krankenheim wird in einem solchen Fall allein aufgrund des Arztzeugnisses und aufgrund unserer Belegungsliste entschieden. Immerhin kommen hin und wieder Fürsorgerinnen mit dem Patienten zu uns, um ihm vor dem Eintritt das Heim zu zeigen. Das ist gut, aber nicht jedesmal der Fall.

Riggenbach: Wir wissen alle, dass solche vorgängigen Kontakte ein wirksames Mittel sind, um beim Patienten viele heimlichen und offenen Ängste überwinden zu helfen. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass die Heimleitung so behilflich sein kann, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen.

Alkohol und Alkoholiker

Frage: Was geschieht mit schweren Alkoholikern, die im Heim untragbar werden?

Sr. Marie-Louise: In unserem Heim haben wir, so weit mir bekannt ist, zurzeit keine schweren Alkoholiker. Aber natürlich kann es wieder einmal solche Fälle geben. Im allgemeinen versuchen wir, diese Leute zu behalten. Wir geben selber am Kiosk Wein ab, was eine bessere Kontrolle möglich macht. Schwierigkeiten aus dieser Regelung haben sich praktisch nicht gezeigt.

Frau Moser: Zum Glück sind bei uns bisher solche Alkoholiker-Probleme nicht aufgetreten, aber ich habe schon öfters Angst gehabt davor. Wenn wir Probleme hätten, wüsste ich, ehrlich gesagt, nicht genau, welche gezielten Massnahmen zu treffen wären. Unsere Pensionäre, Männer und Frauen, trinken zwar ihr Glas Wein, gehen hin und wieder im Dorf in ein Restaurant, aber richtige Alkoholiker haben wir, Gott sei Dank, bisher nie gehabt. Ich würde hier gern hören, was man machen müsste.

Riggenbach: In den verschiedenen Heimen stellt sich dieses Problem wohl unterschiedlich. Ich kann nur

sagen, was wir bei uns erlebt haben. Wenn man etwas toleranter wird und es in Kauf nimmt, dass die Leute ein wenig lustiger und lärmiger sind, sind — das haben wir gemerkt — die Schwierigkeiten in der Regel weniger gross. Wenn man selber Alkohol abgibt, kann man eher zu dosieren versuchen. Ich weiss aus einem grossen Heim in Bern, dass die Schwierigkeiten auf ein Minimum gesunken sind, seit dort Wein abgegeben wird. Doch im Falle eines schweren Alkoholikers können sicher Probleme entstehen, und es stellt sich letztlich die Frage: In welchem Heim kann man den Mann noch aufnehmen?

Aus dem Auditorium: Die gestellte Frage ist bis jetzt ohne Antwort geblieben! Schwester Marie-Louise, ganz konkret: Wenn Sie einen Trinker mit Arztzeugnis zugewiesen bekommen, nehmen Sie ihn auf in Ihrem Heim? Oder nehmen Sie ihn nicht auf?

Dr. Chappuis: Ich möchte sehr warnen vor dem Begriff des Trinkers! Man prägt da leicht einen Schablonen-Begriff, in welchen alle Vorurteile hineingelegt werden, die man einem schwierigen Menschen gegenüber haben kann. Man muss vorsichtig sein und nicht einfach die Leute klassieren. Wenn wir einen Alkoholiker bekommen, der vom Hausarzt eingewiesen wird, versuchen wir uns zunächst zu fragen: Alkoholiker — was heisst das in diesem Fall, was bedeutet es im Verhalten des Mannes, in seinen Lebensgewohnheiten? So lässt sich am ehesten ein Weg finden, der einigermassen gangbar ist.

Riggenbach: Auch ich halte es für sehr wichtig, dass man zuerst hinter die Frage zu kommen versucht, warum ein Mensch überhaupt zum Trinker, zum Alkoholiker geworden ist. Ich habe gehört, Frau Dr. Arnold, dass es in Ihrem Heim einen Fall gebe, der nahe an die Schneegrenze heranreiche. Wie ist das denn?

Frau Dr. Arnold: Davon habe ich bis jetzt überhaupt nichts gemerkt. Offenbar sind die Probleme, wenn es sie gibt, bis jetzt von der Heimleitung unauffällig gemeistert und gelöst worden.

Werden die andern Pensionäre gestört oder nicht?

Aus dem Auditorium: Es gibt natürlich differenzierte Fälle von Alkoholikern. Für den Praktiker im Heim ist aber die Frage die, ob ein Alkoholiker die andern Pensionäre stört oder nicht. Alkoholiker, die nicht stören, sind gar nicht so problematisch. Wir haben aber zwei Fälle gehabt, da es zu schweren Störungen gekommen ist. Wir konnten die beiden Männer nicht im Heim behalten und waren froh, sie an ein Bürgerheim abgeben zu dürfen.

Aus dem Auditorium: Die Abgabe von Wein im Heim halte ich für richtig. Es ist im Falle eines Alkoholikers wichtig, zu dosieren. Wenn der Mann es nicht mehr nötig hat, in die Beiz zu gehen, ist er vor den Versuchungen, die eine verantwortungslose Wir-

tin oder ein Kreis sogenannter Freunde für ihn bedeuten können, besser geschützt. Dieser Schutz kann nie vollständig, nie «total» sein, dessen bin ich mir bewusst.

Aus dem Auditorium: Mir ist aufgefallen, dass bisher nie vom Alkohol-Süchtigen gesprochen worden ist. Meiner Meinung nach kann ein Alkoholsüchtiger nur ganz abstinent leben oder aber er fällt immer wieder zurück in die Süchtigkeit. Für ihn gibt es «ein bisschen» — ein bisschen Alkohol oder ein bisschen Abstinenz — nicht. Man muss zwischen den verschiedenen Arten von Alkoholikern unterscheiden. In Fällen, da eine Sucht nicht vorliegt, kann wohl Alkohol abgegeben werden, das glaube ich auch, bei Süchtigen aber nicht.

Riggenbach: Vielen Dank für alle Hinweise! Die Diskussion hat, glaube ich, gezeigt, dass es ein Patentrezept nicht gibt. Man muss von Fall zu Fall individuelle Lösungen zu finden suchen.

Aufklärung – aber wann und wie?

Frage: Wie müsste die Vorbereitung auf den Eintritt ins Heim konkret erfolgen? Durch Vorträge? Tagungen? Abgabe von Informationen bereits schon an Leute im mittleren Alter?

Frau Burri: Es wäre sicher bis zu einem gewissen Grade wertvoll, wenn man mit Informationen eine breitere Schicht der Bevölkerung frühzeitig erreichen und erfassen könnte. Ich frage mich bloss, ob jeweils die richtigen Leute an solche Tagungen, in solche Vorträge gingen. Gerade im Verlauf dieser Tagung ist mir wiederholt der Gedanke gekommen, wie wichtig es wäre, wenn die Aufklärung über die Probleme des Alters rechtzeitig erfolgen würde. Leider hören die Leute davon aber gar nicht gern. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man bei der mittleren Generation damit auf Ablehnung stösst. Der Wille, das Alter zu planen, ist äusserst selten. Erst im Notfall ist man bereit, neue Lösungen zu akzeptieren.

Frau Arnold: Warum befasst man sich nicht frühzeitig mit dem Heim-Eintritt? Ich glaube, weil niemand recht weiss, *wie* sich vorbereiten. In der Regel weiss ja keiner, was seiner wartet. Wie hätte ich mich vorbereiten sollen? Ich habe mich doch erst bei einem Heim anmelden können, als es klar wurde, dass ein Eintritt nötig ist. Zwar habe ich mich an einem Ort angemeldet, nur um irgendwo einmal auf einer Liste zu stehen. Die ellenlangen Wartelisten sind meines Erachtens deshalb falsch, weil man sich auf Vorschuss melden, einfach vorsichtshalber einmal anmelden kann. Zum Glück bietet da das Konzept des Fellergutes in Bern neue Möglichkeiten: Man kann im Heim eine Wohnung im Stockwerkeigentum kaufen oder aus zweiter Hand mieten. Das ist in meinem Fall grad zur rechten Zeit gekommen. Die Frage der richtigen Vorbereitung hängt ab von der Frage des Angebots.

Dr. Chappuis: Der Planbarkeit des Alters sind enge Grenzen gesetzt. Ich sehe das immer wieder. Es ist nicht möglich zu planen! Man kann im besten Falle zu überlegen suchen, was passieren soll, wenn es so oder so kommt. Man muss sich beizeiten mit dem Alter auseinandersetzen. Das tönt zwar banal, ist aber trotzdem richtig. Ein Betagter muss bereit sein, die Lösungen zu akzeptieren, die ihm im gegebenen Augenblick seines Notfalls angeboten werden können. Viele wehren sich dagegen, die Hilfen anzunehmen, die da sind, weil sie das als Abhängigkeit betrachten. Auch in meinen Augen sind prophylaktische Anmeldungen sinnlos.

Liegt der Schwarze Peter bei den Heimleitern?

Riggenbach: Liegt in diesem Punkt der Schwarze Peter nicht bei uns Heimleitern? Wir erschweren jede «Planung» des Alters, machen sie sogar unmöglich dadurch, dass wir zuwenig Öffentlichkeitsarbeit betreiben! Vielfach weiss man draussen gar nicht so recht, was in den Heimen passiert. Ich kann mir nicht recht vorstellen, dass dieses Wissen allein durch Vorträge vermehrt wird. Das scheint mir nicht der richtige Weg. Aber ich denke da an das Beispiel eines Heims in Schlieren, das sich regelmässig dem Publikum öffnet und, ich glaube einmal im Monat, sogenannte Heim-Nachmittage durchführt. Wer bei diesen Gelegenheiten ins Heim kommt, erscheint freiwillig.

Frage: Immer wieder wird auf die Schwierigkeit beim Eintritt ins Heim aufmerksam gemacht. Könnte oder müsste man nicht schon in der Mittel- oder Sekundarschule — beispielsweise im Fach der Lebenskunde — auf diesen Lebensabschnitt des Menschen hinweisen?

Frau Burri: Darüber und über das Lebenskunde-Fach überhaupt ist schon oft diskutiert worden. Persönlich glaube ich nicht, dass bereits auf der Sekundarschulstufe der richtige Zeitpunkt da ist. Wie soll ein Sekundarschüler das Problem, um das es geht, erfassen, wenn nicht einmal Erwachsene, Leute mit grauem Haar, das Altwerden akzeptieren können? Sogar die Erwachsenen verdrängen doch meistens das Altersproblem. Also sage ich nein.

Riggenbach: Im Sommer haben wir eine Reise gemacht, wir sind mit unseren Pensionären in Kries Kinderzoo nach Rapperswil gegangen. Dort haben wir Helfer haben müssen. Wir haben die Schüler der Gewerbeschule aufgeboten. Die Gewerbeschüler und Schülerinnen haben unsere alten Leute in Empfang genommen und sie im Rollstuhl durch den Zoo geführt, dann aufs Schiff zurückgebracht. Das war nicht Lebenskunde im eigentlichen Sinne. Aber die Jungen waren doch für eine Stunde oder zwei konfrontiert mit der Wirklichkeit auf der anderen Seite des Lebens, ohne dass sie Vorträge anhören mussten. Ich bin überzeugt, dass die Jungen einen bleibenden Eindruck mit nach Hause nahmen. Sollten wir nicht mehr solcher Möglichkeiten zu Konfrontationen zwischen jung und alt schaffen?

Das Schlüssel-Problem

Frage: Aus den Vorträgen (insbesondere aus dem Vortrag von Herrn Schädelin) ging hervor, dass es eine Ueberbetreuung ist, wenn die Pensionäre nicht über einen eigenen Hausschlüssel verfügen können. Wie soll man sich verhalten, wenn die Pensionäre beim Heimeintritt leicht verkakt und depressiv sind?

Frau Moser: In unserem Heim haben alle Pensionäre einen Hausschlüssel; der Zimmerschlüssel ist zugleich auch der Hausschlüssel. Ich gebe zu, es ist schwer, das richtige Verhalten zu finden, vor allem wenn die Leute geistig nicht mehr ganz präsent sind. Es könnte draussen wirklich einmal etwas passieren, und dann würde es im Dorf schnell heissen: Warum wird zu den Alten im Heim nicht besser geschaut? Wir haben einen solchen Fall einmal gehabt. Ein Mann war vom Ausgang um Mitternacht noch nicht zurückgekehrt. Am anderen Morgen stellten wir ihn und machten ihn darauf aufmerksam, wie leicht hätte ein Unglück passieren können. Der Mann wurde verstimmt und erklärte, er wolle nicht bemuttert werden. Es ist wirklich schwer, die Betagten, die nicht mehr ganz präsent sind, müssen doch betreut werden. Oder wie sehen Sie das, Herr Schädelin?

Schädelin: Da bin ich nicht kompetent, in meinem Vortrag habe ich auch von einem Schlüssel nichts gesagt. Wichtig ist doch, dass der Pensionär es noch wagt, das Heim zu verlassen und hinauszugehen. Dazu muss man ihn ermutigen. Und die Grenze liegt dort, wo jeder Ausgang eine schwere Gefährdung bedeutet. Die Gefahr und das Risiko werden aber meistens überschätzt. Die Suizidgefahr lässt sich übrigens weder draussen noch drinnen verhindern. Selbst wenn die Betagten ein bisschen verwirrt sind, kommen sie meistens wieder zurück. Manchmal ist das gerade zu rührend zu beobachten.

Riggenbach: Ich bin der Meinung, dass man auch hier nicht generalisieren darf. Im Fellergut hat jeder Pensionär seinen Schlüssel. Niemand im Haus ausser der Heimleiterin verfügt über einen Generalpasspartout. Das Eindringen in eine Wohnung ohne Bewiligung der Heimleiterin ist verboten. Ich bin der festen Ueberzeugung, dass es untragbar wäre, in die private Sphäre eines Pensionärs einzudringen — selbst auf das Risiko hin, dass einmal etwas passieren könnte und der Heimleiter am Schluss deswegen Vorwürfe zu gewärtigen hätte.

... und die Frage der Verantwortung

Frage: Kann ein Heimleiter verantwortlich gemacht werden, wenn ein geistig verwirrter Pensionär draussen halb erfroren aufgefunden würde?

Riggenbach: Jetzt kommt sie also, die Frage nach der Verantwortlichkeit! Dabei ist vermutlich nicht einmal zuerst an die juristische Verantwortung zu denken, sondern an die, die in bestimmten Situationen in der Öffentlichkeit, von der Presse zum Beispiel, jeweils postuliert wird. Wir alle kennen

solche Fälle und Forderungen, wir kennen die Anklagen.

Sr. Marie-Louise: Ich glaube nicht, dass man in einem solchen Fall die Heimleitung verantwortlich machen könnte. Aber sicher ist, dass wir in unserem Heim alle uns selber Vorwürfe machen würden.

Dr. Chappuis: Wovor haben wir in einem solchen Fall eigentlich Angst? Haben wir Angst, weil der Pensionär, der entlaufen ist, erfriert und stirbt? Haben wir nicht viel mehr Angst davor, in der Öffentlichkeit attackiert zu werden? Von den lieben Angehörigen zum Beispiel, die uns den Schwarzen Peter bereits zugeschoben haben, als sie zu uns gekommen sind, sie könnten es nicht mehr verantworten, den alten Vater bei sich im Hause zu halten, denn er sei so verwirrt, dass er vielleicht sogar einmal einen Brandfall verursache. Haben wir nicht mehr Angst vor dem schlechten Gewissen der Angehörigen?

Diese Angehörigen suchen, das weiß man doch, ihr schlechtes Gewissen dadurch zu beschwichtigen, dass sie uns ständig argwöhnisch auf die Finger schauen und uns kontrollieren. Man droht uns doch immer wieder mit dem «Blick», immer wieder — und das wird Ihnen wohl auch so gehen! Aber ich sage, auch immer wieder: Wir können doch niemanden einsperren. Wir können doch nicht verhindern, dass ein Pensionär zum Beispiel umfällt im Heim und sich verletzt. Das ist nun eben die Verantwortung. Die Öffentlichkeit ist schnell bereit, die Verantwortung ans Heim, an die Institution zu delegieren. Und sie ist ebenso schnell bereit, ihr schlechtes Gewissen durch Drohungen zu beschwichtigen. Davor haben wir doch Angst.

Wie hilft man dem Sterbenden?

Frage: Wie hilft man einem Sterbenden konkret, wenn ihn, am Rande des Todes, die Vergangenheit plagt?

Riggenbach: Hier ist gewiss in erster Linie der Theologe zuständig. Darf ich Sie ums Wort bitten, Herr Pfarrer Schädelin?

Schädelin: Wer kann schon von sich sagen, er sei hier kompetent? Nach meinen Erfahrungen sollten am Sterbebett zwei Dinge *nicht* geschehen. Man sollte nicht lügen und man sollte nicht zur Phrase, zum leeren Wort Zuflucht nehmen. Aber man sollte präsent sein, dabei sein und dazu lieber schweigen als Phrasen dreschen. Das ist das eine. Das zweite: Jeder Heimleiter muss, mit sich und mit anderen die Frage verarbeitend, so weit kommen, dass er fähig wird, das Sterben nicht mehr als bitterböse, todernste Sache zu betrachten. Das Sterben — so habe ich es immer empfunden — ist nicht mein Bier. Wenn-i-gschtorbe bii, liegt Gott zu miir. Mi Ufgaab isch s Läbe, s Läbe bis zum letschte Ougeblick. Manchmal wächst aus dem Vorgang des Sterbens eine Tragik, die eigentlich überwunden sein sollte.

Natürlich gibt es Bangigkeiten, natürlich gibt es Schweres, das uns bedrückt und erschreckt. Aber wir sollten so weit kommen, dass wir mit einer gewissen Tröstlichkeit an einem Sterbebett sitzen können. Wenn ein Sterbender von der Vergangenheit geplagt wird: Ja, man sollte wohl auch mit ihm beten können. In den letzten Augenblicken ist für den Sterbenden das Gebet das gefüllteste Wort. Wer es nicht über sich bringt, braucht es nicht als Gebet zu deklarieren. Aber wenn man am Sterbebett mit dem Geängstigten zusammen danken kann, so ist dem Tod die Spitze gebrochen. Dafür danken, dass uns das Böse nicht angerechnet wird, danken für das Leben, danken dafür, dass, was vergangen ist, hinter uns liegt, vergangen sein darf, danken dafür, dass mit dem Eintritt in den Tod Gott zu uns schaut.

In dieser Form, im Dank, kommt auch am Sterbebett eine gewisse Freude zum Ausdruck, und jene Gewissheit, jene Sicherheit und Geborgenheit in der Freude sollte sich auf den Sterbenden übertragen können. Aber eben: Wenn es ans Sterben geht, ist ein Wort zuwenig besser als ein Wort zuviel. Und wenn man gar nicht weiß, was man dem Sterbenden sagen soll, so hält man ihm wenigstens die Hand.

Supervision auch im Altersheim?

Frage: Der Heimleiter ist oft überfordert in seiner Arbeit. Wo kann er sich Rat holen? Supervision? Sollte man solche Stellen schaffen?

Frau Moser: Ich finde es wichtig, dass wir Heimleiter, die es mit alten Leuten zu tun haben, mit anderen jungen Kontakt halten können. Um einem Sterbenden eine Hilfe zu sein, braucht es Stärke und Stärkung. Wir haben sie gefunden in einem Hauskreis von Freunden. Ähnliche Kontakte sind vielleicht in der Kirchengemeinde möglich. Und was das fachliche Weiterkommen anbelangt, halte ich die Tagungen, die der VSA durchgeführt, für so unerhört wichtig. Man sollte jede Gelegenheit, solche Tagungen zu besuchen, nützen. Das Gespräch mit anderen ist einfach unerlässlich. Dabei müssen die Leute, mit denen man das Gespräch sucht, nicht unbedingt den gleichen Beruf ausüben.

Sr. Marie-Louise: Mir ist es immer die grösste Hilfe, wenn ich mich von guten, verständigen Mitarbeitern umgeben weiss, mit denen ich die Probleme besprechen kann. Ich bin in dieser glücklichen Lage. Dabei sind wir gar nicht immer ein und derselben Meinung.

Riggenbach: Wesentlich scheint mir, dass wir unsere Freizeit nehmen, dass nicht wir zum Heim werden. Supervision? Die Frage beschäftigt mich schon lange, aber die Lösung habe ich nicht. Ich glaube nur, dass wir Heimleiter versuchen müssen, uns Alternativen, Entlastungsmöglichkeiten zu schaffen. Das Gespräch ist wichtig. Wer das Glück hat, in einer guten Gemeinschaft — etwa in der Gemeinschaft mit dem Ehepartner — zu leben, hat es leichter. Das scheint mir eine der wirksamen Möglichkeiten, um aufzutanken: das Gespräch, die Gemeinschaft, das Gespräch mit dem Ehepartner.

Auf dem Büchermarkt erschienen:

Schweizer Almanach

Almanach der Schweiz. Daten und Kommentare zu Bevölkerung, Gesellschaft und Politik. Herausgegeben vom Soziologischen Institut der Universität Zürich. Verlag Peter Lang AG, Bern 1978; VIII + 281 S., Fr 29.80.

Wir leben in einer komplexen Gesellschaft, in Institutionen und Organisationen, die für den einzelnen oft kaum mehr überblickbar sind und die nicht nur Spezialisten und Politikern, sondern jedem Bürger dieses Staates Probleme stellen, die nach Lösungen verlangen. Echte Problemlösungen basieren aber unter anderem auf *verlässlichem* Informationsmaterial, das zudem — im Interesse einer möglichst breiten Beteiligung an Lösungsprozessen — *allgemein zugänglich* sein soll. Aber gerade entscheidendes Datenmaterial war bisher oft kaum greifbar, und eine für jedermann verständliche und dennoch hohen Ansprüchen genügende Sammlung von Entscheidungsgrundlagen fehlte bislang. Es ist daher besonders verdienstvoll, dass eine Forschergruppe des Soziologischen Instituts der Universität Zürich (Forschungsschwerpunkt Soziale Indikatoren) unter der Leitung von Prof. Dr. H.-J. Hoffmann-Nowotny diesem unbefriedigenden Zustand ein Ende gesetzt hat. Mit dem «Almanach der Schweiz» wird ein Buch vorgelegt, das in seiner Art einmalig ist und ein eigentliches sozialstatistisches Kompendium darstellt. Der «Almanach» ist in seinem Aufbau an wichtigen Lebensbereichen orientiert, die 14 umfassenden Themenkreisen subsumiert werden. Neben allgemeinen Grunddaten und Informationen über Raumordnung und Umwelt wird — um nur einige Beispiele herauszugreifen — Material geboten über Wohnen und Familie, über das Bildungswesen, über Arbeit und Beruf, Freizeit, Massenmedien und Politik, über das Militär und die Beziehungen zum Ausland usw. Die Aufgliederung der verschiedenen Bereiche führt zu insgesamt 93 Themen, die auf jeweils gegenüberliegenden Seiten abgehandelt werden. Rechts sind Tabellen und graphische Darstellungen abgedruckt, links wird ein erläuternder Kommentar gegeben. Am Ende jeder Seite sind Querverweise angeführt, die — zusammen mit dem ausführlichen Sachregister — die systematische Benutzung des Werks erleichtern. Besonders hervorgehoben sei auch der detaillierte Quellennachweis, der das Auffinden weiterführender Unterlagen erleichtert und das Buch auch für die wissenschaftliche Arbeit geeignet macht.

Der «Schweizer Almanach» ist ein Werk, dem weite Verbreitung zu wünschen ist. Nicht nur in Bildungs- und Erziehungsinstitutionen aller Stufen, in Wirtschaft, Verwaltung und Politik wird der «Almanach» gute Dienste leisten. Auch jeder einzelne wache Bürger wird das Buch mit Gewinn verwenden. Die im besten Sinne lebensnahe Art und Weise, wie die Daten präsentiert werden, unterscheidet ihn ebenso wohltuend von ähnlichen Publikationen wie die allgemein verständlichen Texte, die die weitverbreitete Rede vom «Soziologenchinesisch» Lügen strafen.

Dr. J. Kühne